Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins = Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses**

Band (Jahr): **4 (1916)**

Heft 11

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

IV. JAHRGANG № 11 BERN, 20. November 1916

Zentralblatt

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Erscheint am 20. jedes Monats

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 1.—; Nichtmitglieder: Fr. 2.—, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag
Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 20 Cts.
Adresse für Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.
Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.
Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Berta Trüssel, Bern; Frl. Dr. Sommer, Bern
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Bild: Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin, die erste schweizerische Aerztin. — Frau Dr. Heim-Vögtlin (Text). — Aus dem Zentralvorstand. — Ueber Frauenberufe (Fortsetzung). — Der schweizerische Puppenwettbewerb 1916. — Jungfer Regula. — Vom Büchertisch. — Inserate.

Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin
die erste schweizerische Ärztin

† Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin.

Eine eigenartige Schar Leidtragender versammelte sich an dem regentrüben Nachmittag des 9. November im neuen Krematorium in Zürich, eigenartig nicht nur dadurch, dass entgegen Gebrauch und Sitte unter derselben die *Frauen* in grosser Mehrheit vertreten waren, sondern auch, weil vielen dieser schlichten, alten Frauengestalten, die in ihrem schmucklosen, fast altmodigen schwarzen Gewande zaghaft den mystisch feierlichen Raum betraten, anzuspüren war, dass sie nicht die Gewohnheit hatten, sich an unbekannten Orten unter fremden Menschen zu bewegen, dass sie aber ihre Schüchternheit überwanden, um, einem Herzensbedürfnis folgend, derjenigen persönlich ihren Abschiedsgruss zuzuflüstern, deren vergängliche Hülle in dieser Feierstunde den Flammen übergeben werden sollte. Sie hatten gelesen, dass sie alle zu dieser Abschiedsfeier im Krematorium Zutritt haben würden, sie alle, die das Herz dahin zog. So hatte es die Sterbende selbst angeordnet, indem sie an einem ihrer letzten Lebenstage zu ihrem Gatten noch sagte: „Es ist eigentlich ein Unrecht, so vielen, die durch einen Todesfall teilnehmend betroffen sind, die Türe zur Trauerfeier durch „stille“ Bestattung zu verschliessen. Du hast recht, wir dürfen nicht stille Bestattung anordnen.“ Und es schien, als ob eine jede der leidtragenden Frauen glaubte, dass sie am allermeisten Grund und das allergrösste Bedürfnis habe, noch eine letzte Stunde zu verleben mit derjenigen, der sie zu so viel Dank verpflichtet war und die ein so persönliches warmes Interesse an ihr genommen hatte. Denn das war ja gerade das Eigenartige und Grosse dieser edlen Frau gewesen, die nun im blumenüberdeckten Sarg hereingetragen wurde, dass sie ohne Ansehen der Person *allen* Hilfe und Rat spendete, welche bei ihr darum baten und zwar niemals nur in oberflächlicher Weise einen Verlegenheitsrat erteilend, sondern sich zuerst sorgfältig nach allen Einzelheiten erkundigend und um das Kleinste und Geringste sich bekümmernd, um besser und gründlicher helfen zu können.

Nachdem die feierlich getragenen Klänge der Orgel im menschenangefüllten Raume verrauscht waren, schilderte Herr Pfarrer Liechti folgendermassen in kurzen Zügen das reiche Leben unserer lieben Heimgegangenen:

Verehrte und liebe Leidtragende!

Ausserordentlich gross ist die Trauerversammlung, die sich hier zusammengefunden, gross ist in weiten Kreisen unserer Stadt und unseres Schweizerlandes die Teilnahme an dem Trauerfall, der uns hier vereinigt, ja über die Grenzen unseres Landes hinaus reicht sie. Und doch ist's eine *Frau,* die von uns geschieden; aber eine bedeutende Frau, eine Frau, die eine ganz neue Bahn mutig betreten hat, der erste weibliche Dr. med., die erste praktizierende Ärztin der Schweiz, die Bahnbrecherin für die wissenschaftliche Ausbildung und berufliche Tätigkeit der Frau, die aber zugleich ganz *„Frau“* geblieben ist, die den Beruf der Ärztin und der Gattin und Mutter in glücklichster und vorbildlichster Weise zu vereinigen wusste, eine geistig und sittlich hochstehende Frau, die tiefe Segensspuren im Herzen hinterlässt und vieler Herzen an sich gebunden hat, denen ihr Hinschied schmerzliche Wunden geschlagen.

Die ausserordentliche Bedeutung der Persönlichkeit, derer wir in dieser Stunde gedenken, rechtfertigt es, dass wir länger als üblich bei der Betrachtung ihres Lebensganges verweilen.

Im Pfarrhause des kleinen, einsamen Bergdörfleins Bözen im Aargau wurde sie geboren als die zweite Tochter des dortigen Pfarrers Jul. Vögtlin. Den ersten

Unterricht erhielt sie zusammen mit ihrer Schwester durch die Eltern und den Dorfschullehrer. Daneben blieb ihr viel freie Zeit, die sie in kindlicher Naturbetrachtung und mit aller Art von Feld- und Gartenarbeit im Wettstreit mit den Bauernkindern verbrachte. Da schon zeigte sich ihre gesunde und kräftige Natur und die Zähigkeit und Ausdauer ihres Willens.

Als sie 12 Jahre alt geworden, wurde der Unterricht zu Hause für ungenügend befunden, weshalb man sie in eine kleine Pension im Pfarrhause Thalheim (Aargau) verbrachte, wo sie sehr gute Lehrer hatte. Nach drei Jahren weilte sie während der Dauer eines weiteren Jahres im bekannten Töchterpensionat von Montmirail. Sechzehnjährig zurückgekehrt ins Elternhaus folgte für sie eine gar stille, nach ihrem Empfinden allzu stille Zeit. Sie schreibt selbst darüber: „Viel Hand- und Hausarbeit, ein wenig lesen, wenn ich ein Buch auftreiben konnte, der schriftliche Verkehr mit einer lieben Freundin und meine einsamen Gänge durch Wald und Feld füllten meine Zeit. Leider verstand ich damals nur in geringem Masse wie schön ich mein Leben durch werktätige Teilnahme für die Armen unserer Gemeinde hätte gestalten können. Zwischen diese magere Zeit hinein kam ein längerer Aufenthalt bei lieben, kinderreichen Verwandten in Zürich. Dort lernte ich durch das Beispiel der tätigen Hausfrau zuerst tüchtig arbeiten, die Zeit richtig zusammenhalten. Daneben hörte ich viel schöne Musik und lernte die Geselligkeit einer grösseren Stadt kennen. So kam ich bereichert in das stille Dorf zurück, das die Familie bald nachher verliess, um in das Vaterstädtchen Brugg überzusiedeln, wo der Vater Pfarrer geworden. Als ich das 18. Altersjahr erreicht hatte, verloren wir unsere Mutter. Nun lag die Führung des Haushaltes meiner Schwester und mir ob. Die Notwendigkeit, mit allen Pflichten einer Hausfrau genau bekannt zu werden, wie auch die Kenntnisse der Feldarbeit, sind mir später im Berufsleben von unschätzbarem Werte gewesen. Das Beste aber war mir die Hilfsarbeit in einem kleinen Kinderspital, den eine meiner Tanten in Brugg gegründet hatte. Dort erschloss sich mir die Freude an der Krankenpflege, an den liebebedürftigen kleinen Wesen. Auch fand ich im Städtchen häufig Kranke, denen ich dienen konnte. Aber aus dieser Arbeit erwuchs allmählich der Wunsch, nicht nur Gehilfin des Arztes zu sein, sondern die wichtigste Arbeit selbst leisten zu können. Als ich vernahm, dass in Zürich zwei Russinnen an der medizinischen Fakultät angenommen worden seien, befestigte sich mein Entschluss, alles dranzusetzen, um Medizin studieren zu können. Anderthalb Jahre trug ich mich im stillen Tag und Nacht mit diesem Gedanken, bevor ich wagte, ihn meinem Vater auszusprechen. In dieser Zeit studierte ich in den frühen Morgenstunden, oft mit dem Kochlöffel oder der Näharbeit in der Hand, im geheimen Lateinisch, Mathematik und Naturwissenschaften."

Nachdem sie durch Führung des ganzen Haushaltes bis zur geringsten Arbeit den Beweis geleistet, dass sie einen festen Willen zur Arbeit habe und nicht phantastisch angelegt sei, teilte sie dem Vater brieflich ihre Absicht mit und bat ihn um Gewährung. Der Vater erschrak sehr, blieb aber liebevoll und gut. „Alles, mein Kind, was Du willst, nur dieses tue nicht; denn es ist vollständig unmöglich", sprach er. Man muss bedenken, was das damals bedeutete für einen konservativen, orthodoxen Landpfarrer. Mehr und mehr aber liess er sich umstimmen von der Innigkeit und Tätigkeit, mit der die Tochter an ihrem Plane hing und der Überzeugung, dass ihr ganzes Lebensglück von dessen Verwirklichung abhänge. Nachdem ein banges halbes Jahr zwischen Furcht und Hoffnung vergangen, führten zwei der besten Freunde den Vater zu einem end-

gültigen Entschluss, Pfarrer Hagenbuch, Maries Pate, und Dr. Stäbli, der Arzt, der sie als Pflegerin vielfach beobachtet hatte. Sie sagten: „Wenn die betreffende Frau dazu passt, so wird der Beruf der Ärztin prachtvoll werden, und deine Marie passt dazu.“ Nun erklärte der Vater seine Zustimmung zum medizinischen Studium seiner Tochter und er hatte Kraft genug, dem ungeheuren Sturme zu trotzen, in den die ganze Verwandtschaft dadurch geriet. Voll hoher Freudigkeit, obschon Schwierigkeiten in Menge erwartend, bezog die Tochter die Universität Zürich. Ehre diesem Vater!

Im Oktober 1868 wurde Marie Vögtlin als stud. med. immatrikuliert, indem man ihr zugleich gestattete, das Maturitätsexamen nachträglich abzulegen. Sie schreibt: „Das war meine erste öffentliche Schule. Die grosse, innere Aufregung und Angst, mit welcher ich die ersten Male unter Studenten und Professoren trat, war glücklicherweise bald überwunden, denn alle zeigten sich mir wohlgesinnt, und auch diejenigen, welche prinzipiell gegen das Frauenstudium waren, hatten doch alle die gerechte Absicht, mich das Experiment ungestört machen zu lassen. Die $4^1/_2$ Jahre Studierzeit waren für mich eine Zeit reinen Glückes.“

Im Sommer 1870 bestand Marie Vögtlin zusammen mit den Kantonsschülern in Aarau die Maturitätsprüfung, und am Ende des vierten Semesters wurde ihr die Zulassung zum propädeutischen Examen provisorisch gewährt. Erst im Oktober 1872 erlangte sie die Erlaubnis zur Ablegung der medizinischen Fachprüfung auf Grund eines endlichen prinzipiellen Entscheides des damaligen Ausschusses der Medizinal-Konkordatskantone.

Die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erfordete damals einen besonderen Beschluss der Konkordatsbehörde. Tapfer kämpfte sich die junge, medizinische Studentin durch alle die Schwierigkeiten hindurch, namentlich unterstützt durch die Professoren Hermann Meyer und Horner, und bestand ihre Examina mit Auszeichnung.

Im Sommer 1873 folgte noch ein Semester in Leipzig, wo sie besonders von His und dem Spezialisten für Frauenkrankheiten, Crédé, sehr gut aufgenommen wurde, während die Mitstudierenden sich nicht auf den loyalen Standpunkt der Schweizerstudenten erheben konnten, sondern bei jeder Gelegenheit eine peinlich ablehnende Haltung bekundeten. Fast ein ganzes Jahr wirkte sie dann als Assistentin von Geheimrat Winkel am grossen Frauenspital in Dresden, wo sie auch ihre Dissertation ausarbeitete. Anfangs Juli 1874 wurde sie zum Dr. med. der Universität Zürich promoviert, und am 24. Juli 1874 begann sie als erste Ärztin der Schweiz ihre Praxis im gleichen Hause, in dem sie am 7. d. M. ihren Lebenslauf beschlossen hat. Welche Überfülle von Arbeit, von Leiden lindernder oder Heilung bringender Tätigkeit, von selbstloser Liebesbetätigung liegt zwischen diesen zwei Zeitpunkten!

Über ihre Tätigkeit als Ärztin und Mitgründerin der Schweizerischen Pflegerinnenschule mit Frauenspital wird ihre Kollegin und Mitarbeiterin Fräulein Dr. Heer zu uns sprechen. Ich möchte nur bezeugen, wie oft ich, seit mehr als 21 Jahren in Hottingen wohnend und wirkend, den Spuren des segensreichen Waltens der Entschlafenen begegnet bin, wie viele mir erzählten, wie sie an ihr nicht nur die geschickte und hingebungsvolle Ärztin, sondern die treubesorgte, verständnisvolle Freundin gefunden haben; wie oft ich sie mit der Instrumententasche bei Tag- und Nachtstunden nicht nur eilenden Schrittes, sondern laufend zu Frauen sich begeben sah, die ihre Hilfe ersehnten, wie oft ich aber auch den Spuren ihrer im stillen geübten, grossen Wohltätigkeit begegnete, bei der

sie sich durch seltenes Zartgefühl gegenüber den Armen auszeichnete. Ich denke an eine alte Wäscherin, die sehr wenig mehr leisten konnte, aber immer noch mit jüngern Kräften von der Heimgegangenen zur Wäsche bestellt wurde, um ihr doch noch einen Lohn geben zu können und nicht Almosen spenden zu müssen, bis zu befürchten war, sie könnte in der Waschküche tod zusammenbrechen, und wie sie die Alte dann in längerem Schreiben mir zu bleibender Fürsorge anempfahl. Oder an jene Zündhölzlifrau, der sie ein Hausierpatent verschaffte, Zündhölzchen kaufte und überreichlich Zündhölzchen abkaufte, nur um ihr den Glauben zu erhalten, dass sie auch noch zu etwas nütze sei.

Im März 1875 verheiratete sie sich mit Dr. Albert Heim, dem uns allen bekannten und in weiten Kreisen verehrten Professor der Geologie an der Universität und an der Eidgen. technischen Hochschule in Zürich. Die beiden Gatten waren sich darüber vollständig klar, dass sie ihre persöhnliche Annehmlichkeit gegenüber den hohen Problemen, deren Lösung sie als ihre erste Lebenspflicht erachteten, stets zurücksetzen müssten. Vor allem galt es ja, dem Beruf der Ärztin seine Stellung und seine Berechtigung zu erkämpfen und durch das Leben selbst darzutun, dass der Beruf der Ärztin denjenigen der Gattin und Mutter nicht ausschliesse, nicht einmal hindere!

Zunächst folgte eine Zeit strengster Arbeit. Schon die ersten Sprechstunden der Frauenärztin waren reichlich besucht. Die Erfolge der poliklinischen Praxis mit ihren Krankenbesuchen aus der Studienzeit schlugen die Brücke zur Privatpraxis. Der ganze Vormittag war mit Krankenbesuchen ausgefüllt, der Nachmittag mit Sprechstunde. In der Nacht wurde die Ärztin oft geholt; besonders grosse Ausdehnung nahm die geburtshilfliche und gynäkologische Praxis an. Ohne die ungewöhnliche Kraft und Zähigkeit und auch ohne die Unterbrechungen durch freilich kurze Ferienaufenthalte im Gebirge wäre diese ungeheure Arbeitsleistung nicht möglich gewesen.

Am 18. März 1882 machte Frau Dr. Heim noch eine grössere Operation, am 20. morgens erblickte ihr Erstgebornes das Licht der Welt. 1886 folgte die erste und 1889 die zweite Tochter. Leider ist die letztere schon im Alter von acht Wochen an einer akuten Krankheit gestorben.

Furchtbar war der Schmerz des Mutterherzens. Aber nun wusste sie, wie weh es tut, ein Kind sterben zu sehen, ein Stück des eigenen Lebens, und dachte dran, wenn sie einem Kindlein zum Leben helfen, ein erkranktes Kind behandeln musste. In dieser Zeit hat sie auch mehr und mehr sich der Kinderpraxis zugewandt, und die Kinderstube in der Pflegerinnenschule erfreute sich später ihrer ganz besondern Hingabe.

Etwelchen Ersatz für das gestorbene Kind brachte ihr im Jahr 1891 der Gatte heim. Einem Freunde in Deutschland war wenige Tage nach der Geburt eines Mädchens die Gattin gestorben. Herr Prof. Heim brachte von der Bestattung derselben das zehntägige Kindlein seiner Frau und sie nahm es mütterlich auf in Herz und Haus. Es blieb in der Familie, bis es 15 Jahre alt war. Leider konnte diese Pflegetochter der Kriegsverhältnisse wegen nicht mehr rechtzeitig über die Grenze kommen. Die innig geliebte Pflegemutter starb merkwürdigerweise gerade am Geburtstag der Pflegetochter, ohne sie noch gesehen zu haben.

An den eigenen Kindern hat die Entschlafene nicht weniger, sondern mehr als ungezählte Mütter getan. Hell leuchten wird in ihrem Geiste die schöne, freudenreiche Jugendzeit, unauslöschlich wird ihre Dankbarkeit gegen die teure Mutter sein.

Über das schöne Familienleben des nun in so tiefe Trauer versetzten Hauses Heim wird ein Freund desselben, Herr Professor Schröter, uns einiges sagen.

So war das Leben von Frau Dr. Heim nach vielen Seiten fruchtbar und segenspendend.

Vor mehreren Jahren schon stellte sich leider ein Leiden ein, das, wenn die Kranke ihm genügend lange Zeit Rechnung getragen und eine längere Kur in der Höhenluft oder im Süden gemacht hätte, wahrscheinlich gehoben worden wäre. Rücksichtnahme auf sich selbst war aber nicht ihre Stärke. So schritt das Leiden langsam vorwärts. Die starke Natur leistete ihm lange zähen Widerstand. Dem klaren, tatenfrohen, selbstlosen Geist schien es gar nichts anhaben zu können. Aber die Kranke musste doch mehr und mehr ihre Praxis einschränken. Sie plötzlich abbrechen, schien ihr unmöglich zu sein. Auch der lieben Arbeit in der Pflegerinnenschule musste sie schliesslich ganz entsagen. Eng und immer enger wurde der Lebenskreis, in dem sich die Kranke leiblich bewegen konnte, und schliesslich musste sie sich für immer niederlegen. Aber in geistigem Verkehr blieb sie fast bis in die letzten Tage durch Briefe, in denen sie immer so viel zu bieten wusste, mit einem grossen Kreis Verwandten und Freunde. Sie kaufte auch auf dem Sterbelager die Zeit aus aufs äusserste. Unverändert blieb sie in ihrer Selbstlosigkeit, Hilfsbereitschaft und zarten Rücksichtnahme auf die, die sie pflegten, zu denen vor allem die Tochter gehörte. Als die Nächsten ihr Lager umstanden, das äusserlich einen bejammernswerten Anblick bot, da sagte sie: „Was ist das, was ich durchmache, gegen das, was die draussen in den Schützengräben erdulden.“ Und drei bis vier Minuten vor dem letzten Atemzuge sagte sie noch einmal mit der letzten Kraft der Lunge „Schützengraben . . .“

Selten, sehr selten ist eine Seelengrösse, Geistesklarheit, Selbstlosigkeit im letzten Leidenskampf, wie bei ihr. Sie hatte im Bett ein Heft, auf das sie bis zu den letzten Tagen die Namen derjenigen aufschrieb, denen ihr letzter Gruss geschickt werden sollte. Alle Anordnungen für die Bestattung und das, was nachher geschehen solle, hat sie selbst getroffen bis in kleine Einzelheiten. Ja, schon am Sonntag schickte sie den Gatten zu mir, mich wegen der Mitwirkung an der Leichenfeier anzufragen, damit ich mich mit der Arbeit einrichten könne. Solches ist in meiner Amtstätigkeit noch nie vorgekommen.

Welche Offenbarung der überlegenen Kraft des Geistes, welcher Reichtum der Liebe im absterbenden, todesschwachen Leibe! Am Dienstag früh ist Dr. Marie Heim entschlafen.

Von Gott, dem Urquell alles Lebens, dachte sie ungefähr so: „Du bist uns zu gross und unsere Erkenntnis ist zu schwach, als dass wir dich finden und sehen und erfassen könnten. Lass uns die Liebe!“ Aus orthodoxem Pfarrhaus hervorgegangen, ist sie von jedem kirchlichen Bekenntnis losgekommen, ohne das Band, das sie mit der Kirche verband, formell zu lösen. Jedes Wortbekenntnis dünkte sie zu eng, den Unendlichen fassen zu können Aber aus dem Pfarrhaus hat sie doch das Ideal christlichen Lebens mit sich genommen und ist ihm treu geblieben bis zum Tode. In ihrem Charakter erkennen wir doch deutlich die Züge unseres Herrn Jesus. Wenn er gesprochen hat: „Wer unter euch gross werden will, der sei aller Diener, und wer unter euch der Vornehmste sein will, der sei aller Knecht“, dann dürfen wir sie zu den Grossen und Vornehmen zählen. Wenn Jesus gesagt hat: „Nicht jeder, der zu mir sagt:

Herr, Herr! wird in das Reich der Himmel eingehen, sondern der da *tut* den Willen meines Vaters im Himmel", — dann dürfen wir sie glauben unter den Gliedern des Himmelreiches. In der Liebe ist sie treu gewesen bis in den Tod. „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm". Darum, das ist unser persönliches Bekenntnis, glauben wir: Sie lebt in Gott, Sie ist uns unverloren! Ewig unverloren! Amen.

Eine feierliche Totenstille herrschte für einen Augenblick in dem hehren Raume; es schien, als ob die Trauernden alle im Geiste noch einmal stillen Abschied nehmen sollten von der in ihrer Mitte liegenden Toten, die ihnen ebenso lebendig in ihrem Wirken geschildert worden war. Da klangen plötzlich von der Empore herunter die sanften, singenden Töne einer Violine, es war das Largo von Händel und ein Schubertlied, womit der Sohn der Verstorbenen, Herr Dr. Arnold Heim, den Leichnam seiner geliebten Mutter hinüberbegleitete aus des Sarges dunkelm engen Raum, zur Befreiung durch die läuternden Flammen, nachdem er ihr am vorhergehenden Sonntag dieselben Musikstücke vorgetragen und sie daraufhin den Wunsch geäussert hatte: „Später noch einmal, aber vielleicht nicht mehr hier."

Weil man sich versammelt hatte, um Abschied zu nehmen von derjenigen, die ihr ganzes Leben, ihr Wissen, ihre Kraft, ihre Zeit und ihr Herz in erster Linie in den Dienst „ihrer Frauen", zu deren Nutz und Frommen, gestellt hatte, musste unbedingt auch eine Frau ihr ein Lebewohlwort nachrufen. Das hatte die Sterbende selbst auch noch erwartet und gewünscht, indem sie sich kurz vor ihrem Tode diesbezüglich noch dahin äusserte, es möchte diejenige es tun, welche ihr auf ihrem eigensten Gebiete als Ärztin und speziell auch als Stifterin und Leiterin ihrer geliebten Kinderstube in der Pflegerinnenschule besonders nahe gestanden war und einen tiefen Einblick in ihr Schalten und Walten bekommen hatte und dieses deshalb auch am besten zu beurteilen und zu würdigen wusste. Und sie tat es auch gerne, ihre kleine jüngere Freundin Fräulein Dr. Heer, der es ein Herzensbedürfnis war, öffentlich dafür zu zeugen, wie viel Gutes, welch reichen Segen sie selbst von der Verstorbenen ausströmen sah.

Schmerzlich würden es diejenigen unter den anwesenden Trauernden, welche das Glück hatten, Frau Dr. Heim als *Familienmutter* im engsten und intimsten Kreise schalten und walten zu sehen, vermisst und als eine Lücke empfunden haben, wenn nicht auch ein Wort über diese Seite unserer lieben Verstorbenen gesagt worden wäre. Wie heimelte es viele unter uns so wohlig an, als ein treuer Heimscher Hausfreund, Herr Prof. Dr. Schröter, aus eigenster Erfahrung heraus uns die vielseitige Frau noch schilderte als Seele dieses harmonischen und in seiner Art originellen Familienkreises! Am letzten Sonntag noch hatte die verstorbene Freundin, die für alle Hausfreunde das „Mueti" war, ihm diese Mission selbst übertragen, und auf sein Versprechen hin, er wolle ihr dann ein schönes Redli halten, ihm freundlich lächelnd mit dem Worte gedankt: „Abgemacht!" Aber doch nicht so leicht mag Herrn Professor Schröter die Erfüllung seines Versprechens gefallen sein, denn seine Worte und der Klang seiner Stimme zeugten von seinem Trennungsschmerz.

Noch einmal durchfluteten ernste Orgelklänge den stimmungsvollen Raum, langsam schoben sich die beiden Flügel der ehernen Pforte auseinander; leise und sanft, ganz allmählich, wie von einer unsichtbaren Macht geschoben, glitt der Sarg über die schwarze Marmorfläche dahin und verschwand in den geheimnisvollen, mit einem matt blauschwarzen Licht erfüllten Raum jenseits des ehernen

Portals, das sich nun wieder schloss, um uns dauernd zu trennen von der sterblichen Hülle unserer geliebten Frau Dr. Heim!

Und nun schloss Herr Pfarrer Liechti die Trauerfeier mit folgenden Worten:

„Wir haben die irdische Hülle der Entschlafenen nach ihrem eigenen Wunsche der reinigenden Glut der Flamme übergeben.

Die Flamme löse das Vergängliche auf, befreie das Unsterbliche!

Unauslöschbar bleibe bei uns der Dank für alles, was die Heimgegangene uns getan. Nimmer höre auf die Liebe, die in ihr so herrlich wirksam war. Es bleibe unter uns lebendig ihr Geist der Kraft, der Hingabe, der Liebe, dass auch unser Leben fruchtbar werde! *J. Sch.*, Zürich.

Aus dem Zentralvorstand.

1. In seiner letzten Sitzung hat der Zentralvorstand die vom eidgenössischen Finanzdepartement genehmigte Schlussrechnung der **Nationalen Frauenspende** entgegengenommen und beschlossen, der schweizerischen Zentralkommission für die Frauenspende ein Dankesschreiben zu senden für die geleistete grosse Arbeit.

Nachtragsrechnung der Frauenspende.

Total der Zinse	Fr. 17,171. 40	
Total aller Unkosten für die ganze Schweiz . .	„ 3,930. 34	
		13,624. 06
Nachträgliche Eingänge:		
Beitrag Rio de Janeiro	Fr. 4,063. 10	
Zweiter Beitrag von Frankreich	„ 1,133. —	
Restbetrag der Eingänge	„ 115. 55	5,366. 65
		18,990. 71
Betrag der Frauenspende vom 4. Mai		Fr. 1,168,814. 22
Nachtragsrechnung laut obiger Aufstellung		„ 18,990. 71
Beitrag der Frauen von Washington direkt an die Staatskasse		„ 438. 60
Total der Frauenspende		Fr. 1,188,243. 53

Gleichzeitig machen wir unsern Mitgliedern die Mitteilung, dass der hohe Bundesrat beschlossen hat, dem Schweizerischen Verband „*Soldatenwohl*“ (Geschäftsführerin Frl. E. Spiller, Kilchberg) Fr. 50,000 aus der „**Nationalen Frauenspende**“ zuzuweisen; *durch diesen Beitrag werden die Soldatenstuben des genannten Verbandes instand gesetzt, neue Aufgaben durchzuführen,* welche in der Unterstützung bedürftiger Soldaten mit Wäsche und in der Fürsorge auch nach anderer Richtung hin bestehen. Der Verband hat der Sektion Zürich des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins Fr. 2000 übergeben für Wäschelieferungen an die Soldatenstuben; so wird aus *Mitteln der Frauenspende* ermöglicht, mancher armen Frau Heimarbeit zu verschaffen. — Im Namen des Verbandes *Soldatenwohl* haben zwei Delegierte dem Präsidium persönlich Dank ausgesprochen für die Bemühungen des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins und seiner Leitung um das Zustandekommen der *Nationalen Frauenspende.*

Nach Rücksprache mit dem Präsidium gedenkt der hohe Bundesrat demnächst auch dem „Fonds für kranke Wehrmänner“ einen beträchtlichen Beitrag

aus der Frauenspende zuzuweisen. Der hohe Bundesrat behält sich vor, die Verwendung der verabfolgten Beiträge aus der Frauenspende *zu überwachen*.

Die Schweizerfrauen dürfen sich freuen, dass ihre Spende nun die Quelle bildet, die manches notwendige Werk sozialer Fürsorge zu speisen vermag und dass sie dem Vaterlande die Durchführung mancher Aufgaben der Humanität erleichtert.

2. Der Zentralvorstand hat einstimmig beschlossen, die freundliche **Einladung der Sektion Zürich zur Generalversammlung 1917 herzlich** zu verdanken, aber in Anbetracht, dass Zürich nächstes Jahr die schweizerischen Arbeitslehrerinnen bei sich sieht und allgemein gewünscht wird, dass unsere Versammlung wieder in bescheidenerem Rahmen abgehalten werde, gebeten, es möchte die Sektion Zürich uns erst im Jahre 1918 empfangen. Als Sitz der nächsten Versammlung soll ein zentraler Ort, wo keine Sektion besteht, gewählt werden.

3. An der Generalversammlung unseres Vereins im Jahre 1914 in Bern wurde vom Zentralvorstand der Antrag gestellt, es möchten als Kollektivmitglieder unseres Vereins nur solche Vereine in Frage kommen, die aus mehreren Vereinen oder Sektionen bestehen, wie z. B. die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft oder das Rote Kreuz, und § 7 *a* unserer Statuten solle in diesem Sinne geändert werden. Dieser Antrag wurde in erster Linie damit begründet, dass die Vereine, die nur als Kollektivmitglieder eintreten, den Sektionen und Einzelmitgliedern gegenüber eine unberechtigte Vorzugsstellung einnehmen. Die Sektionen bezahlen jährlich pro Mitglied 20 Cts. an die Zentralkasse, während die Kollektivmitglieder nur einen kleinen Jahresbeitrag bezahlen: Winterthur Fr. 20, Olten Fr. 10, Richterswil Fr. 10, Rorschach Fr. 10. Dafür erhalten sie bei der Prämiierung, wie die Sektionen Diplom und Brosche gratis und bezahlen für die Uhr auch nur einen minimen Beitrag. Es ist natürlich, dass eintretende Vereine erklären, dass es für sie vorteilhafter sei, Kollektivmitglied zu werden, als Sektion. Für den Verein bedeutet es aber einen Verlust und ist zudem eine Ungerechtigkeit den Sektionen gegenüber; das zeigt sich am klarsten, wenn man wie eben jetzt von Winterthur 33 Anmeldungen für Prämiierungen hat.

Der Antrag des Zentralvorstandes wurde denn auch in Bern einstimmig angenommen, mit der Bedingung, den bestehenden Kollektivmitgliedern bis zur Jahresversammlung 1916 Zeit zu lassen, sich zu besinnen, ob sie als Sektion dem Verein beitreten wollen oder nicht. Richterswil ist eingetreten, Olten musste verzichten, weil sein Frauenverein mit den andern Vereinen der Stadt zusammenarbeitet Rorschach ist ausgetreten. Winterthur hat nicht geantwortet und auf eine erneute Anfrage am 5. Juli geschrieben, sein Frauenverein möchte am liebsten das alte Verhältnis bestehen lassen. Das ist nach Beschluss der Generalversammlung von 1914 und 1916 nicht möglich, und es ist zu hoffen, dass sich später die Frauen von Winterthur uns noch anschliessen werden. So haben die Frauen der ehemaligen Kollektivmitglieder für ihre Prämiierten den vollen Preis wie alle Nichtmitglieder des Vereins zu bezahlen und der Abonnementspreis des „Zentralblatt“ beträgt für sie fortan statt Fr. 1, Fr. 2.

4. Wir machen die Sektionpräsidentinnen noch darauf aufmerksam, dass sie sich an Frl. Eberhard, Freie Strasse 152, Zürich 4, wenden können, wenn sie Referentinnen für **Vorträge** wünschen.

Im Namen des Zentralvorstandes,
Die Präsidentin: **Berta Trüssel.**

Über Frauenberufe.

Von *Hermine Kessler*-St. Gallen.

(Fortsetzung.)

Kann der Mädchenerziehung vergangener, nicht allzuweit znrückliegender Jahre ein schwererer Vorwurf gemacht werden als die Feststellung der Tatsache, dass $^2/_3$ aller Ehescheidungen in einem ostschweizerischen Kanton die Untüchtigkeit der Ehefrau zur Ursache haben?

Ganz besonders aber ist davor zu warnen, die Ehe schon mit einer Schuldenlast zu beginnen, indem der Hausrat auf Abzahlung angeschafft wird. Da ist kein Vorwärtskommen möglich, wo die Sorge schon mit der Hochzeit Einkehr hält. Wir dürfen aber hoffen, dass die Lücken in der früheren Mädchenbildung, die so betrübende Erscheinungen zeitigten, nun mit der Einführung des Hauswirtschafts- und Kochunterrichts in den obersten Klassen der Volksschule, wie auch der Real- und Fortbildungsschulen behoben werden, dass wir in dieser Beziehung doch die schlimmste Zeit hinter uns haben, nämlich die Übergangszeit, wo das Elternhaus nicht mehr imstande war, die Tochter für den künftigen Hausmütterberuf vorzubereiten und die Schule *noch* nicht darauf eingerichtet war. Behördlicherseits reift immer mehr die Einsicht, dass in dieser Hinsicht nicht zu viel geschehen kann.

Das sind leider auch die Frauen, die Zeit und Musse finden, das Tun und Treiben der Hausgenossen und Nachbarn auszukundschaften, die sich beleidigt fühlen, wenn andere, statt ihnen abzuhören, ihrer Arbeit nachgehen, die Unfrieden stiften und ihre Kinder in einer Atmosphäre aufwachsen lassen, wo Neid, Missgunst und Streitsucht das doch für Sonnenschein empfängliche Kindergemüt umdüstern. In ihrer Unfähigkeit, die Zeit einzuteilen, denken sie ans Kochen, wenn der Mann schon zur Mahlzeit heimkehrt. Wie oft wird ihm auch da keine Ruhe gegönnt, er soll das Frauengezänk mitanhören, wohl gar auch noch eingreifen; kurz, diesen Frauen ist es auf das Konto zu schreiben, wenn der Mann gern aus dieser Hölle in das Wirtshaus flüchtet. Die Folgen aber kennen alle. Der Haushalt, der auf eine schiefe Ebene geraten ist, steuert unaufhaltsam abwärts. Und das Schlimmste dabei ist, dass die Frau sich der Arbeit schliesslich ganz entwöhnt. Man suchte während der Kriegszeit armen Frauen Arbeit zu verschaffen, man stellte in ihre Wohnungen Nähmaschinen, in der guten Meinung, sie werden nun gerne für das Rote Kreuz und für arbeitgebende Frauenvereine arbeiten. Man meldete sie dort zum Bezuge von Arbeit an, aber sie holten keine ab, die Nähmaschine musste nach Monaten weggeschafft werden, ohne dass sie berührt worden wäre. Man bot Frauen, die des Nähens nicht kundig waren, in Abendkursen an Frauenarbeitsschulen Freiplätze an, damit sie für ihre Kinder und für sich arbeiten und flicken könnten, sie schlugen es nicht aus, aber sie kamen nicht. Und doch, wer wagt zu richten? Diese Familien sind alle insofern unverschuldet in Not und Armut geraten, als die Hausmutter bei ihrer Verheiratung das *köstlichste Heiratsgut,* das es geben kann: zwei tüchtige Hände und eine gründliche hauswirtschaftliche Erziehung, nicht mitbekommen hat. Die Schule lehrte sie einst wohl rechnen, aber nicht die Kunst, *wie* die Zahlen nachher im Leben anzuwenden sind. Es ist, als ob sie vor das junge Menschenkind alle einzelnen Ingredienzen hinsetzen würde und spräche: „Hier hast du alles, was du im Leben brauchst“. Aber das Rezept dazu, wie dieselben zusammenzusetzen und zu verarbeiten sind, gibt sie nicht. Die tiefste Armut

ist aber überall dort zu finden, wo die Frau untüchtig ist. Selbst wenn der Mann arbeitsunfähig oder ein Trinker ist, kann die verständige und arbeitsame Frau das Haus doch vor dem finanziellen und moralischen Zusammenbruch bewahren. Man hat nicht vergebens das Wort „*Haushalten*“ geprägt. Der Mann hat die Mittel für die Bestreitung des Haushaltes aufzubringen, die Frau hat damit das „*Haus zu halten*“.

Berufsberatung. *Wie kann einerseits der Überfüllung der Berufe auf dem einen Arbeitsgebiet vorgebeugt und wie können dem schwach besetzten Arbeitskräfte zugeführt werden?* Hier können vor allem in normalen Zeiten *Berufsberatungsstellen* regulierend wirken. An diese sollen sich die Eltern wenden können, deren Töchter den Schritt aus der Schule in das Leben hinaus machen. Die Berufsberaterin prüft sie auf ihre Fähigkeiten, zieht ihre Neigungen und Anlagen in Betracht, macht an Hand von eingegangenen Offerten von freien Lehrlingsstellen Vorschläge, sie vermittelt und placiert und bleibt mit den Schützlingen in Fühlung, kontrolliert auf unauffällige Weise Lehrling wie Meisterin. Die arbeitsuchende Witwe holt sich bei ihr Rat. Sie prüfen gemeinsam die etwa zu Gebote stehenden Erwerbsmöglichkeiten. Die Beraterin kennt die lokalen Verhältnisse, die vorhandenen Weiterbildungsstätten, rät ab, wo Überfüllung ist, macht aufmerksam, wo Mangel herrscht. Sie kann den gewerblichen Schulen wertvolle Winke geben, wo die privaten Ausbildungsmöglichkeiten unzureichend sind oder versagen, wo das Verhältnis von Nachfrage zum Angebot vorübergehend oder dauernd nach Fachbildungsgelegenheiten ruft. Am erfolgreichsten aber wird diejenige Berufsberaterin wirken können, die in enger Verbindung mit dem Arbeitsnachweisbureau arbeiten kann. *In jeder Stadt und in jeder Gemeinde sollte eine Berufsberaterin tätig sein.* Auf dem Dorfe wird diese Aufgabe wohl einer Lehrerin zufallen, jedoch nur, wenn diese von Haus aus einen praktischen Sinn hat und von einer sozialgeschulten, erfahrenen Berufsberaterin in diese verantwortungsreiche Aufgabe eingeführt worden ist.

Die im vergangenen Februar von der st. gallischen Sektion des Bundes für Frauenbestrebungen ins Leben gerufene *Berufsberatungsstelle* hat einen recht erfreulichen, für die Zukunft vielversprechenden Anfang genommen. Es ist der sich ihrer Aufgabe mit Liebe hingebenden Beraterin gelungen, verschiedenen von Bureaustellen, die übersetzt sind, abzuraten und sie zur Absolvierung einer Berufslehre anzuregen. 22 aus der Schule kommende Mädchen wurden anstatt an die von ihnen begehrten Auslaufstellen, die geregelter Arbeit überhaupt, Hand- und Hausarbeit aber ganz besonders entfremden, als *Dienstlehrtöchter* zu tüchtigen Hausfrauen placiert. Gerade für diese Mädchen, welche sich der Industrie zuwenden wollen, ist es von grosser Wichtigkeit, dass sie vorerst während ein bis zwei Jahren den Gang eines geordneten Haushaltes kennen und sich ihm einfügen lernen. Ganz besonders aber zwischen 14 und 16 Jahren, wo das Mädchen den guten wie den schlechten Einflüssen gleich zugänglich ist. Der gute Anfang wäre gemacht. Gewiss gelingt es im nächsten Frühjahr in noch viel grösserem Maßstabe die flügge gewordenen Vierzehnjährigen in Haushaltungen unterzubringen, wo ihnen zugleich auch die Weiterbildung in Fortbildungsschulen ermöglicht wird. Sind wir da nicht schon auf gutem Wege, wenigsten den dringlicheren Teil der Anforderungen zu erfüllen, welche die Verfechter des „*weiblichen Dienstjahres*“ stellen? Es ist gegenwärtig unmöglich, über weibliche Bildung zu sprechen, ohne diesem zum Schlagwort gewordenen „Weiblichen Dienstjahr“ zu begegnen. Dass dieser Ausdruck auf deutsche Ver-

hältnisse zugeschnitten ist, ist nicht zu verkennen. Er lässt sich jedoch nicht ohne weiteres auf unsere schweizerischen übertragen. Schon deshalb mutet er uns fremd an, weil unsere Rekruten auch nicht ein ganzes Jahr ununterbrochen Dienst tun müssen. In Deutschland beabsichtigt man mit dem weiblichen Dienstjahr die dem Mädchen noch fehlende *hauswirtschaftliche Bildung* zwangsweise zu verschaffen. Die *obligatorische gewerbliche Fortbildungsschule* haben sie in mustergültiger Weise schon längst für alle Erwerbenden. *Wir in der Schweiz aber haben,* dank der Initiative des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins, *vor Jahren schon der Hauswirtschaft zu ihrem Recht verholfen.* In den Primarschulen, an der 7. und 8. Klasse, wird immer mehr die Hauswirtschaft und das Kochen eingeführt. Zu Stadt und Land bekommt jedes neu zu bauende Schulhaus seine Schulküche, und in älteren Bauten macht man sich mancherorts daren, Räume dafür einzurichten. Die *hauswirtschaftlichen Töchterfortbildungsschulen* erfreuen sich der behördlichen und staatlichen Aufmerksamkeit und Fürsorge. Es gehört zur guten schweizerischen Art, im stillen zu handeln und nicht viel Worte zu machen, so verfällt man gelegentlich auch einmal in den Fehler, überhaupt deren allzuwenige zu sagen, so dass bestehende, der Ausbildung in Hauswirtschaft dienende ausgezeichnete Einrichtungen viel zu wenig bekannt werden.

Was uns aber not tut, ist die *„gewerbliche Fortbildungsschule“,* deren sich erst wenige Städte erfreuen.

Während bisher vom weiblichen Dienstjahr mehr nur im allgemeinen gesprochen wurde, das *„Wie“* der Ausführung aber noch im Dunkel lag, sind in einer kürzlich abgehaltenen Versammlung bestimmtere Forderungen und Pläne laut geworden. Diesen zufolge wäre der Zweck des weiblichen Dienstjahres ungefähr der: die Mädchen aller Stände aus der Enge oder Weite des elterlichen Hauses herauszuführen, sie in eigens hierfür gebauten grossen Anstalten unterzubringen, wo sie nach streng demokrotischen Grundsätzen erzogen und neben der Betätigung im Anstaltsbetriebe und sozialem Dienste zu staatsbürgerlicher Reife empor entwickelt würden. Die Standesunterschiede sollen durch das Zusammenleben in gemeinsamer Arbeit überbrückt werden. Die zukünftigen Frauen aller Gesellschaftsschichten sollen dereinst neben den Hausfrauenpflichten auch diejenigen der Staatsbürgerin erfüllen können. Das grosse Unternehmen jedoch würde auf Staatskosten gegründet und durchgeführt werden, in dessen Interesse es ja liegen müsse, dass die Frau staatsbürgerlich erzogen sei. Man dürfe die Kosten dem Staate um so eher überbinden, als für die Ausbildung der Knaben ohnehin mehr verausgabt werde als für die der Mädchen.

Wie die Verhältnisse nun in andern Kantonen liegen, ist mir nicht bekannt; im Kanton St. Gallen jedoch subventioniert der Staat die Mädchenfortbildungsschule in gleicher Weise wie die der Jünglinge, den Mädchen werden Stipendien verabreicht wie den Knaben, Gymnasium und Seminar stehen ihnen offen, wie dem Jüngling, und kein begründetes Gesuch um Erweiterung der Mädchenbildungsgelegenheiten ist von ihm abgewiesen worden. Bevor man aber an die Ausarbeitung eines Werkes geht, dessen Inszenierung nur mit einem derart enormen Kostenaufwand ermöglicht werden könnte, dass die Resultate den gemachten Anstrengungen kaum entsprechen dürften, empfiehlt es sich, vorerst einmal *alle bestehenden weiblichen Bildungsgelegenheiten auf ihre Entwicklungsfähigkeit hin zu studieren.* Da wird es sich zeigen, dass unsere hauswirtschaftliche Bildung auf gutem Wege ist, mit der Zusammenarbeit von Schule,

Haus und Berufsberatung, dass vorerst noch *dringlichere Probleme* der Lösung harren, als die staatsbürgerliche Erziehung der Mädchen, vor allem dasjenige

Wie Ehe und Beruf bei Frauen der untern Schichten zu vereinigen ist,

Die Regelung der Minimallöhne in der Heimarbeit,

Beschaffung von Verdienstmöglichkeiten in industriearmen Gegenden der Schweiz.

Und ferner das, wie eine Arbeiterin es fertig bringen soll, sich den Lebensmut zu bewahren, sich vor Unterernährung zu schützen, sich zu kleiden, für eine Aussteuer einen Notrappen auf die Seite zu legen, wohl auch noch für ärmere Angehörige zu sorgen, wenn sie einen Taglohn von Fr. 2. 50 und noch weniger hat, und bei einem Wochenlohn von Fr. 15 für Pension im billigsten Mädchenheim Fr. 12 ausgeben muss.

Heimarbeit. Wenn über Frauenberufe und Frauenerwerb gesprochen wird, so kann man der einen Gruppe Arbeitender nicht vergessen, der *Heimarbeiterinnen.* Es sind die Frauen, die nicht von Hause fort können, sei es der Kinder wegen oder weil die Besorgung des Haushaltes sie lange in Anspruch nimmt, wobei ihnen immerhin noch einige Stunden im Tag für Lohnarbeit übrig bleiben. Es befinden sich unter den Heimarbeiterinnen aber auch Gebrechliche oder sonstwie nicht mehr vollwertige Arbeitskräfte, die froh sind, zu Hause Arbeit in irgend einer Form ausführen zu können. Fast alle Industrien haben Teilarbeiten, die sich bequem zu Hause ausführen lassen. Die Geschäfte aber und Fabriken wenden gern das Heimarbeitssystem an, weil ihr Betrieb dadurch eine Entlastung erfährt durch den Wegfall der Kosten für Lokal, Beleuchtung, Heizung, motorische Kraft und des Risikos, die Arbeiterschaft bei schlechtem Geschäftgang beschäftigen zu müssen, sie nicht sofort entlassen zu können. Die Heimarbeit aber kann heute gegeben, morgen versagt werden.

Nahezu drei Viertel aller Heimarbeiter gehören dem weiblichen Geschlecht an. Von 92,000 heimarbeitenden Personen befassen sich 69,000 mit Arbeiten, die der Textilbranche angehören. In zweiter Linie kommt die Uhren- und Schmuckindustrie, dann das Bekleidungsgewerbe.

Heimarbeit-Hungerlöhne: Wie oft hört man diese beiden Worte zusammen nennen. Und doch, wer wagt zu solch schwerkalibrigem Wort zu greifen, ehe nicht sorgfältig geprüft wurde, *wie* die Dinge im jeweiligen Falle liegen. Wo die eine Frau, die rührig und gewandt ist und die Zeit zusammenzunehmen gewohnt ist, neben ihrem Haushalt mit Hemdennähen noch Fr. 3 dazu verdient, seufzt eine andere über den Hungerlohn, wenn sie kaum halb so viel einnimmt, wie wohl sie glaubt, den ganzen Tag über gearbeitet zu haben. Immer wieder ist es die *Stückzahlung* in der Bekleidungsindustrie, der der Vorwurf der Hungerlöhne gemacht wird. Geht man der Sache aber auf den Grund, so sieht man, dass es eben die schlechten Arbeitskräfte sind, die das böse Wort geprägt haben. Wir kennen eine Arbeiterin, die in einem st. gallischen Geschäft bei neunstündiger Arbeitszeit einen Durchschnitts-Wochenlohn von Fr. 35—36 einnimmt, während andere, beim gleichen Bezahlungssystem die Firma als schlechtbezahlende ausrufen, und wieder andere es auf einen Taglohn von Fr. 3 bringen. Wir können nur immer und immer wieder auffordern, die Mädchen, ehe sie in Geschäfte eintreten sollen, *gründliche Vorstudien* machen zu lassen, denn später hat niemand Zeit, sich mit ihrer Schulung zu befassen, und so bleibt sie zu untergeordneter Arbeit und niederem Lohn verurteilt.

Am besten sind diejenigen Heimarbeiterinnen daran, welche direkt mit den Geschäften in Verbindung stehen, ohne also die Dienste einer Mittelsperson

in Anspruch nehmen zu müssen, die ihren Lohn durch Vermittlungsspesen verkürzt.

Unser Nachbarstaat *Frankreich* hat es mitten im Weltkrieg möglich gemacht, das längst vorgesehene Gesetz zur *Regelung der Minimallöhne im Heimarbeitsgewerbe* zum Beschluss zu erheben und in Kraft treten zu lassen.

Wie Ihnen bekannt sein dürfte, lieferte Paris wie auch Berlin zu erstaunlich billigen Preisen alle Sorten von Bekleidungsgegenständen.

Es wird wohl die Aufgabe unserer schweizerischen Arbeitsämter sein, den Weg anzubahnen, dass Heimarbeits-Minimallöhne auch bei uns festgesetzt werden, um die Heimarbeitenden vor Ausnützung gewissenloser Firmen, deren es hin und wieder gibt, zu schützen. Der jetzige Moment wäre vielleicht günstig, wo die Zufuhr aus dem Ausland erschwert ist, und manches Geschäft sich nach schweizerischen Konfektionsarbeitern umsieht.

Wir aber wollen das *unserige* tun, die Frauen *aller Gesellschaftsschichten* aufzuklären und immer wieder aufs Neue darauf aufmerksam zu machen, dass sie nicht die Schuld, „Lohndrückerinnen“ zu sein, auf sich laden sollen, indem sie stets nur bei solchen Geschäften einkaufen, die ihre Waren noch um einige Rappen billiger abgeben als andere.

Nationale Handarbeit. Fast alle Länder haben ihre Nationalarbeit, d. h. irgend ein Produkt ihres Frauenfleisses, aus Liebhaberei oder des Gelderwerbes wegen angefertigt in jenen von Urahne zu Enkelin vererbten — man wäre versucht zu sagen — unsterblich schönen Mustern, die durch keine Kunst von heute oder morgen übertroffen werden können. Wer kennt nicht die alten Venise-Spitzen der Italienerinnen, die bunten Stickereien und goldenen Arabesken des Orients, die Gobelins Frankreichs, die Leinendurchbrucharbeiten Russlands und die spinnwebzarten Wollstickereien seiner Kosakenfrauen, die farbenfreudigen Handarbeiten der Schwedinnen, die Valenciennes, die Brüsselerspitzen und die Erzeugnisse der Volkskunst in den Balkanländern? Frägt man uns Schweizerinnen aber um unsere Nationalarbeit, stehen wir verlegen da. Wir denken an die unerreicht dastehende Appenzeller-Handstickerei, die eine Kantonsindustrie geworden ist, an die Klöppelspitzen vom Lauterbrunnental, an diejenigen aus dem thurgauischen Städtchen Steckborn, vielleicht auch an die bunten Lederarbeiten an den Halsbändern der Toggenburger Kuhglocken, aber das, was man unter Nationalarbeit zu verstehen gewohnt ist, ein bestimmter, aus der Volkskunst hervorgegangener, nur in dem einen Lande zu findender Arbeitstypus, sind sie nicht.

Ein sehr verdienstliches Werk haben die Frauen von Gruyère geschaffen, indem sie die dortige, arme Dorfbevölkerung zum Anfertigen von Filet- und Klöppelspitzen anleiteten und sich mit dem Verkauf derselben befassten. Ebenso wurden auch in Lauterbrunnen und Grindelwald Anstrengungen gemacht, die dort einst blühende Klöppelkunst wieder aufleben zu lassen. In früheren Zeiten wurde im Val-de-Travers eifrig geklöppelt.

Heute, wo wir Vertreterinnen aller Landesteile bei einander haben, dürfte es nicht unangebracht sein, ein Wort über den gegenwärtigen Spitzenhandel in der Schweiz anzubringen. Von Italien her, aus griechischen Klöstern, aus der Türkei wird unser Land überschwemmt mit Filetspitzen, die massenhaft gekauft werden auf Märkten, in Warenhäusern und bei hausierenden Verkäufern. Da werden von unsern Frauen namhafte Einkäufe gemacht, zum Teil zu unverschämten Preisen in Anbetracht der Minderwertigkeit der Ware. Damen, die sonst nie in Warenhäusern kauften, liessen sich durch ein schönes Muster hinein-

locken und kauften für mehrere hundert Franken ein. Seit vielen Monaten schon bereisen einige Griechen unser Land, sie verkaufen Nadelspitzen von der Insel Cypern zu Tausenden von Franken. In Zürich hatte der Grieche mehrere Monate lang in der Stadt allein zu tun. Ebenso machte er ausgezeichnete Geschäfte in St. Gallen, und in andern Städten, wo er bei einzelnen Damen in einer kurzen Stunde mehrere Hundert Franken einheimsen konnte.

Aus einem andern Lande dringen die Maschinenklöppelspitzen herein. Man kann kaum an einem Schaufenster vorbeigehen, dass man sie nicht an irgend einem Konfektionsstück sieht, sei es nun an Wäschestücken, Vorhängen, Tablettdeckchen, Kissenbezügen oder an Leintüchern, kurz an allem, wo eben eine Spitze angenäht werden kann. Diese Spitzen entstammen alle derselben Fabrik. Die Tag und Nacht im Betrieb stehende Klöppelmaschine gehört dem Besitzer eine gewisse zeitlang als Monopol und wird erst später freigegeben.

Dann aber mögen diese Maschinenklöppelspitzen sündflutartig über die Landesgrenzen hereinfluten. Der Fabrikant, als Alleinanfertiger, konnte die Preise nach Belieben stellen, und so waren seine Spitzen nicht wesentlich billiger, als unsere im Lande angefertigten Klöppelspitzen, die in unseren Kaufläden aber nirgends zu finden sind. Wir fragen uns nun, *dürfen wir ruhig zusehen, wie die Ausländer, weil sie den Handel so gut verstehen, solch grosse Summen aus unserem Lande hinaustragen,* derweil durch die Niederlage der Hotelindustrie ganze Gegenden in Not geraten sind, und *alle Anstrengungen, die zur Belebung unserer Klöppelkunst gemacht werden, nicht durchschlagen?*

Ist ihnen bekannt, dass schweizerische Geschäfte enorme Bestellungen von filetartig wirkenden Leinendurchbrucharbeiten erhalten, die in die vielen Tausende von Franken gehen? Von Amerika sollen beispielsweise Aufträge von Teegedecken eingehen, die bis auf Fr. 75,000 zu stehen kommen. Storen sollen bestellt sein, deren eine allein Fr. 35,000 kosten wird. Mögen diese Summen unwahrscheinlich klingen, wer einen Einblick in diese minutiöse Arbeit, genannt Filet-Cintré, hat, der weiss, welche Unsumme von Arbeit in diesen Erzeugnissen liegt und bewertet sein will. Das Material aber für diese Arbeiten kostet nur unbedeutend. In das Übrigbleibende von diesen gewaltigen Geldsummen teilen sich der Geschäftsherr und die ausführenden Arbeiterinnen. Und das sind *ausländische Frauen,* es bleibt also kein Rappen Arbeitslohn davon in unserem Lande. Derartige Aufträge aber verschaffen den Frauen weiter Gegenden auf Jahre hinaus willkommenen Verdienst.

Sehr viele Baumwoll- und Leinenstoffe wandern auch in die Vogesen, wo sie dem Veredlungsprozess unterliegen, das heisst bestickt werden.

(Schluss folgt.)

Der schweizerische Puppenwettbewerb 1916.*

Das am 2. November in Bern tagende Preisgericht, bestehend aus den H. H. Kunstmaler Adolf Tièche, Dr. Benziger, Bruno Kaiser in Bern, Frau Contat, Frau Edgar Munzinger in Bern, Mme. Monastier, Genève, Frl. Rosa Ott, eidgenössische Expertin, Zürich, hat folgende Preise und Ehrenmeldungen zuerkannt:

---

* *Anmerkung der Redaktion:* Eine Besprechung der Puppenausstellung, die anschliessend an den Wettbewerb vom 3.—13. November in Bern stattfand, muss wegen Raummangel für die nächste Nummer zurückgelegt werden.

Preise.

I. Preis: Frau Luise Herzog, Bern, für ein Puppenpärchen: „Ziebele und Rübli"; II. Preis: Frau von Tscharner, Bern, für ihre historische Puppe: „Frau Kätherli und ihre Buben"; Frl. von Kager, Chur, für eine Puppe mit dem Motto: „Als ich noch im Flügelkleide"; III. Preis: Frau Oberst Leupold für ein Pärchen: „Milize und Walliserin (Protection de la frontière à Evolène)"; Frl Obraczay für „Vreneli und Joggeli abem Guggisberg"; IV. Preis: Frl. de Quervain, Basel, für eine „Spitzenklöpplerin"; Frau Matter-Schlatter, Bern, für ihre Bernerin „Die Taufe"; Frau Müller, Langenthal, für „Schmockers Lisebeth geit i d'Stell"; Madame de Traz, Fribourg, für eine „Mariée de Fribourg" in alter Tracht.

Spezielle Ehrenmeldungen.

Für Originalität: Frl. Ella Keller, Bern, für eine Puppe: Teewärmer; Frau Burkard-Wirz, Solothurn, für eine Verwandlungspuppe: Holländerin-Negerin; Frl. Bona Olgiati, Chur, für eine Wahrsagerin.

Für künstlerische Auffassung und Ausstattung: Frl. Berta Häsler, Bern, für ihre Gruppe exotischer Puppen mit Batik-Ausstattung.

I. Ehrenmeldungen.

Frauenarbeitsschule Bern, Frau Matter-Schlatter, Bern, Frl. Luise Schaer, Steffisburg, Frau Dr. Utzinger, Bönigen, Frau E. Henckell, Lenzburg, Ecole ménagère Genf, Mme. P. Lauper, Genf, Mme. Perrot, Genf, Frau Dürrenmatt, Herzogenbuchsee, Frau Rychner-Gysi, Davos-Platz, Frau Ricklin, Küssnacht, Frau M. Munzinger, Solothurn, Frl. A. Röthlisberger, Langnau, Maison Henri Martin, Lausanne.

II. Ehrenmeldungen.

Frau Dietzi-Bion, Bern; Frl. J. Hildebrand, Bern; Frl. Cornelia Pronier, Basel; Frl. G. Panchaud, Bern; Frau A. Crayen, Luzern; Mme. George de Traz, Genf; Frau Dr. Steinmann, Bern; Mme. Jean Schwob, Bern; Frau K. Siegfried, Bern; Frl. J. von Herrenschwand, Bern; Frau Coaz-Wassali, Chur; Mme. H. Brunschwig, Bern; Ecole Ménagère, Genf; Frl. Marie Herzog, Bern; Frl. M. Michel, Interlaken; Frau Aeby, Bern; Frau L. Schlageter, Luzern; Frau Bühler-Hofstetter, Bern; Frau Dr. Grunau, Bern; Basar Habisreutinger, Davos-Platz; Frau Schöpfer-Schmid, Solothurn; Frl. Pulver, Bern; Frauenverein Langenthal; Frau L. Marcuard, Bern; Frl. Luise Farner, Langenthal; Frau E. Munzinger, Bern; Frl. Hermine Grieb, Burgdorf; Frl. Else Conrad, Davos-Platz; Mme. M. Clerc, Genf; Frau Matter-Schlatter, Bern; Frl. M. Welten, Bern; Frl. v. Haller, Bern; Frl. Greti Herzog, Bern; Frau Frey-Kramer, Basel; Ommium, fabrique française, Lausanne.

Jungfer Regula.

Von Dora Hanhart.

Jungfrau Regula Wäckerli lebte den Höhepunkt ihres Lebens. Sie stand mitten auf ihrem eigenen, mit saurer Mühe erstandenen Bauplatz und tat mit dem Spaten den ersten Stich in den Boden. Knochig und hager war sie, mit glatt gescheitelten Haaren und einem energischen Gesicht, das heute in einer fremden Fröhlichkeit glänzte. Um sie herum standen die Erdarbeiter, einige

mit verstecktem Schmunzeln, andere, denen Arbeit in jedem Falle nur Mühe bedeutete, gleichgültig. Ein ganz Junger erfasste wohl am besten den Humor dieser Stunde. Ihm gefiel die Frau, die so sicher unter den Mannsleuten stand, grad wie ein Feldherr. Sicherlich hatte sie ein wachsames, vielleicht unbequem helles Auge für alle Vorgänge auf ihrem Bauplatz. Aber recht hatte sie, die Jungfer Regula. Der Herrenleute Art war, bei Gott, auch nicht immer bequem. Es war doch schön, einmal für seinesgleichen die Hände zu rühren. So sinnierte der Bursche, als das werdende Gerüst das Wohnhaus der ehrsamen Jungfer Regula Wäckerli ankündete.

Tagtäglich konnte man nun gleiches schauen. Bei jedem Wetter stand die Jungfer anfeuernd, lobend und schimpfend auf ihrem Grund und Boden und kümmerte sich nicht um das offenkundige und heimliche Lächeln der Vorübergehenden. Einmal lehnte ich mich über die Bretterwand, die flüchtig errichtet ward. „Gott grüss die neue Nachbarschaft“, rief ich hinüber. Regula wischte sich die kräftigen Hände an der blauen Schürze sauber und trat an mich heran.

„Dank für das Willkomm“, sagte sie einfach und schüttelte mit Heftigkeit meine Hände. „Stören tu ich nicht, viel Lärm ist auch nicht meine Sache, das überlass ich den Jungen. Unsereins hat zu schaffen und lässt sich genügen an der Zither, die eine rechte Gottesfreude ist. Oder findet Ihr nicht, Nachbarin?“

„Gewiss, gewiss“, bestätigte ich und hoffte im stillen, dass Jungfer Regula ihrer „Gottesfreude“ nicht allzu oft und vernehmlich huldigen werde.

„Der Mensch muss etwas fürs Gemüt haben“, fuhr sie fort, „besonders auf das Alter hin. Deshalb habe ich mir auch gesagt: ein Haus muss her. Immer unter Menschen sein, taugt nicht viel. Man hat doch sein Maul zum reden, und es ist menschlich, dass einem der Sinn nicht immer nach Honig steht.“

Sie schaute mich mit klugen Augen an, und ich konnte mir wohl denken, dass diese Augen scharf den Dingen auf den Grund sehen würden, und dass der Mund nicht schweigen könne darüber. Deshalb sagte ich: „Ganz recht habt Ihr, Jungfer Regula, schon mancher brave Gottesmann ist nur deshalb ein Heiliger geworden, weil er sich im rechten Moment von den Menschen entfernen konnte.“ Da lachte sie laut und herzhaft:

„Auf Heiligkeit mache ich keinen Anspruch, wohl aber auf Ruhe. Wenn man sechzig vorbei ist, hat man ein Recht darauf . . .“

Das Haus machte den Erbauern nicht viel Kopfzerbrechen. Es wuchs rasch aus dem Boden heraus, und mich beschlich das Gefühl, dass ihm ein rechter Windstoss gefährlich werden könnte.

„Mein Leben wird's noch aushalten,“ beruhigte sie mich, „mehr braucht es nicht. Warum der Kommenden gedenken? Man hat sich meiner Lebtag nicht um mich gekümmert. Warum sollte ich nicht auch allein für mich da sein? Christlich gesprochen ist's just nicht, aber es wird niemand verlangen, dass ich besser sein sollte als andere.“

Schon flatterten bunte Bänder an einem windschiefen Bäumchen, ein Aufrichtemal wurde gehalten, bei dem Jungfer Regula den Vorsitz führte. Sie spendete so viel Wein aus ihrem Rebberg, dass der Jüngste ihrer Leute in Begeisterung geriet und eine Rede stammelte, die ein solches Loblied war auf die Bauherrin, dass diese ganz beschämt mit dem roten Taschentuch über die Augen fuhr.

Am andern Tag kam sie zu mir. Ungelenk und gross stand sie in meinem Zimmer und schaute bekümmert auf ihren groben Schuhe, die die Spuren des Landes trugen.

„Ich habe auf dem Felde geschafft“, entschuldigte sie sich, und wagte es nicht, den Stuhl, den ich ihr heranschob, zu benützen. Allmählich aber verlor sie die Scheu vor der fremden Umgebung und erzählte in ihrer gewohnten resoluten Art.

„Da wir doch Nachbarn werden, ist's nur recht und billig, dass ich mit meinem Anliegen zu Euch komme. Auch seid Ihr ja wohl eine Studierte und müsst am besten Bescheid wissen. Es ist nun einmal so: das Werken mit der Hand schafft mir keine Not; im Gegenteil, da werde ich erst recht ein vernünftiges Frauenzimmer. Das andere aber, wisst, das Studieren, überlass ich denen, die mit den Schulmeistern mehr zu tun haben als mit Erdäpfeln. Dass die dann oft einen Hochmut haben, ist recht lächerlich, denn im Grund lebt man ja doch von den Kartoffeln und nicht von klugen Büchern. Glaubt aber ja nicht, dass es mir am Respekt davor fehle. Dass ich viel auf ein gutes Sprüchlein halte, werde ich Euch grad beweisen. Mir scheint nämlich, es wäre schicklich, wenn etwas Geschriebenes an meinem Hause stände. Das ist für jederman erbaulich und gibt gleich die richtige Weihe. Wir beten ja auch, wenn wir zum Pfarrer gehen. Ich meine aber, das eigene Haus ist nicht schlechter als die Kirche.“

Sie hielt einen Augenblick inne und in die braunen Augen trat ein Sinnen.

„Ich muss da an das Haus meiner Base denken. Sie ist schon lange tot. Gott habe sie selig. Das war eine gar gottesfürchtige Frau, ein bisschen sonderlich freilich und von dunkler Gemütsart. Das Leben wurde ihr dadurch nicht leichter. Ihr könnt es glauben. Allen ist's nicht vergönnt zu lachen, wenn einem die Tränen im Halse würgen. Und wisst Ihr, sonderlich war auch das Haus, worin sie wohnte. Es hatte drei Stockwerke. Und an jedem eine Inschrift. Ich habe sie oft gelesen, dass ich's meiner Lebtag nicht vergessen habe. Zu unterst hiess es: ‚In tiefster Not schrei ich zu dir‘; weiter oben: ‚Mitten wir im Elend sind‘; und ganz zuletzt: ‚Allein Gott in der Höh' sei Ehr‘. Da habe ich mir immer gesagt: wenn ich, die Regula Wäckerli, je zu einem eigenen Dache kommen sollte, so müsste etwas Frohmütigeres dort stehen. Und heimlich sann ich an dem Spruch, als ich Tag für Tag auf meinem Äckerlein stand, ein Bett nur mein Eigen nannte und eine einzige Kammer besass. Aber etwas zum Hoffen muss der Mensch haben, sonst stürbe er vor Missmut. Gleich wie die Sonne hin und wieder scheinen muss, um den Ärger wegzuschaffen. Und da ich grad ihr viel verdanke, scheint es mir richtig, dass ich meinen Spruch aus dem Buche Sirach nehme, wo es heisst: „Die Sonne gibt aller Welt Licht und ihr Licht ist das allerhellste Licht“.

Sie hatte die Worte mit eingelernter Schülerstimme hergesagt und schaute mich nun forschend an.

„Nachbarin, wie schon gesagt, mir fehlt das Urteil in geschriebenen Sachen, haltet also mit Eurer wahren Meinung nicht zurück.“

Ich beruhigte sie. „Es liegt eine gar grosse Weisheit in dem, so Ihr mir sagtet, und sie wird Eurem Hause zur Ehre gereichen.“

Da nickte sie bedächtig mit dem Kopf, strich ihre Schürze glatt und meinte: „Ja, ja, man war früher auch nicht dumm, wenn schon Grünfinken von heute glauben, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen.“

Und mit diesem kräftigen Gesätzlein stapfte sie zur Tür hinaus.

Das Haus, vielmehr das Häuschen, stand fix und fertig. Unter dem Giebel war in klaren Buchstaben der Sirachsche Spruch hingemalt, und Jungfer Regula trug das allerhellste Licht wohl in ihrer Brust. Einmal kam sie gelaufen und legte mir mit einer Wichtigkeit Blumenarten vor, als hinge von der Wahl das Wohl und Wehe des Landes ab. Sie wünschte sich vom Herrgott nur noch einige Jahre Frist, „denn," sagte sie, „die bösen Zeiten habe ich auch ertragen, also kürze er mir nicht die guten".

Es gehörte zu den Merkwürdigkeiten der braven Jungfer Wäckerli, dass sie bei jedem scheinbar demütigen Gebet zugleich auf ihr gutes Recht pochte und nach Gerechtigkeit verlangte wie ein Kind, das nach einer guten Tat auf Belohnung hofft.

Und trotz allem wartete ihrer eine herbe Prüfung, bitterer vielleicht als alle gewesenen. Denn die Grösse eines Unglücks hängt im Grunde weniger von seinem Umfange ab, als von der Beschaffenheit der Seele, in der es uns trifft. Das trug sich folgendermassen zu. Im Mai sollte der Einzugstag sein und die Erfüllung höchster Träume bringen. Selten sah ich noch so viel unverfälschte Freude. In stillem Entzücken konnte man sie Abend für Abend vor dem Hause sehn, und die fleissigen Hände wussten immer etwas auszurichten. Mit einem wirklichen Hausfrauenstolz führte sie mich durch die leeren, nach Farbe riechenden Kammern, deren Kleinheit fast erheiternd wirkte zu der grossen, ungelenken Frau. Und dann erklärte sie: „Hier die Küche, wo Mizi königlich hausen wird." (Mizi hiess die alte, hässliche Katze, der auserkorene Liebling von Jungfer Wäckerlis bravem Herzen.) „Nebenan ist meine Stube. Wenn erst die Bilder meiner Eltern an der Wand hängen, ist's gleich heimelig. Einen roten Teppich habe ich auch, dazu den grünen Diwan — ich fürchte fast, dass die Stube allzu vornehm wird."

In ihre Augen trat etwas wie Betretung. Einen Moment nur, dann sagte sie einfach: „Ach was, Gott sieht in mich hinein und wenn er erkennt, dass keine Hoffart darin ist, wird er nicht zürnen." Mit diesen zwei Räumen war der Rundgang im Erdgeschoss beendet, und wir mussten eine kleine Treppe hinauf klettern. Auch hier drei kleine Kammern, die Regula aber als eine wahre Platzverschwendung empfand.

„Denkt doch, der Luxus, eine Schlafstube für mich, ein Dörraum nebenan, und hier noch ein übriges. Es könnte sein, dass man einmal Besuch bekäme, und ich dürfte ihm Unterkunft anbieten, welche Freude, nein, welche Freude."

Beim Herniedersteigen meinte sie dann fast zaghaft: „Allein bin ich ja schon am liebsten; ich muss die Freude auskosten und schäme mich doch, wenn man mich wie ein Verliebtes sieht."

Ich drückte ihr zustimmend die Hand, wünschte einen guten Einzugstag und dachte nach über die verschiedenen Kostgänger, die Gottes Erde beherbergt.

Kurz vor dem grossen Tage klopfte es wiederum an meine Türe. Auf der Schwelle stand Regula. Das Begrüssungswort blieb mir im Halse stecken, als ich in ihr Gesicht sah. Alles Straffe, Kräftige war daraus verschwunden. Es waren die Züge einer alten, müden Frau. Sie liess sich diesmal ohne weiteres in den Stuhl fallen, als trügen sie die Füsse nicht mehr. Mein erster Gedanke war das Haus. So konnte nur jemand aussehen, dem eine grosse Hoffnung vernichtet worden war.

Ich legte die Hand auf ihren schlaff herabhängenden Arm: „Was ist's, Regula, sagt es mir."

Aber aus dem herbe geschlossenen Munde kam vorerst kein Wort. Ich sah, wie auf die braune, verarbeitete Hand ein Tropfen fiel. Sie wischte ihn nicht weg. Dort blieb er liegen, das karge Zeichen eines grossen Schmerzes.

Und dann erzählte sie leise: „Es ist nichts mit dem Ausruhen im eigenen Hause. Es war Vermessenheit von mir, zu glauben, dass ich, die einfältige Regula, eine Heimat haben sollte, wie ich sie geträumt."

Und nach und nach erfuhr ich folgendes. Regula Wäckerlis jüngster Bruder, den die strenge Rechtschaffenheit seiner Geschwister nie stark bedrückte, hatte seinen vielen leichtsinnigen Streichen einen gemeinen beigefügt, der ihn seine Freiheit kostete. Er hinterliess eine Frau mit drei Kindern, die ausser der Schande nichts besassen. Nichts, als den Glauben an die Hilfsbereitschaft der Jungfer Regula.

„Könnte ich mich vielleicht meiner Aufgabe entziehen, sagt? Wiesen nicht die Leute mit Fingern auf mich, he? Hätte ich vielleicht noch eine ruhige Stunde? Ist's nicht meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für die Liederlichkeit meines leiblichen Bruders mitzubüssen? Frau uud Kinder kommen zu mir, basta. Aber sage ich etwa, dass es mir leicht werde? Bei Gott, nein, das wäre Lüge. Unser Herrgott will mich vielleicht strafen für meine kindische Freude an etwas Irdischem. War denn meine Freude so sündhaft! Sagt!"

Sie trat ans Fenster und schaute nach ihrer kleinen, saubern Wohnstätte hinüber, die so viel Glück versprochen hatte. Ein heller Abendglanz spielte um den Giebel, dass der Spruch darunter einen Moment wie lauter Gold schimmerte. Und vom Fenster her tönte es: „Der Spruch ist schön, das steht fest. Aber heute ist mir ein anderer im Sinn. ‚Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben.' Der Pfarrer hat's letztens gesagt; ich habe in mein Gesangbuch geguckt und gedacht: gar so schlimm wird's nicht sein. — — — Hatte er nun am Ende doch noch recht gehabt?"

Sie wartete keine Antwort ab, sondern sagte mit veränderter Stimme, als wären die letzten Worte nur für sie selber bestimmt gewesen: „Ich muss jetzt gehen. Morgen ist ein strenger Tag. Die armen Würmer plangen auf eine Heimat. Was meint Ihr, ist immer noch zu viel Raum? Ein Gutes liegt darin: ich muss mich jetzt nicht schämen, dass ich auf meine alten Tage hin eine Verschwenderin werde." Und mit einem schwachen Versuch zu scherzen: „Das Gastzimmer wird nun mein eigenes. Guten Abend, Nachbarin."

Vom Büchertisch.

Das Jahrbuch der Schweizerfrauen, 2. Band. Verlag von A. Francke, Bern. Preis Fr. 3. 50. — Preis des 1. Bandes Fr. 2. Beide Bände zusammen Fr. 5.

In diesen Tagen ist das „Jahrbuch der Schweizerfrauen" (Redaktion: Dr. Emma Graf) zum zweitenmal auf den Plan getreten und möchte nun Einkehr halten im ganzen Lande herum. In allen heimatlichen Idiomen erzählt es von Frauenwirken und Frauenstreben. So reich sind seine Gaben, dass es jedem Kreis etwas zu bieten vermag. Einen Irrtum bedeutet es, zu meinen, dass dies Buch der Schweizerfrauen ein Buch *nur* für Frauen sei — nein, gerade auch unsere

Männer sollen es lesen, damit sie ersehen, wessen Geistes und welcher Art das tatkräftige Frauengeschlecht von heute ist; allzu gern klammern sie sich noch an das Frauenideal aus den Tagen, „da Grossvater die Grossmutter nahm“ und übersehen, dass es den Anforderungen der Gegenwart kaum standzuhalten vermöchte. Andere Zeiten verlangen andere Frauen. Die moderne Frau aber muss für sich beanspruchen, dass man ihr Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn sie in ihrer Weise Tüchtiges leistet und das erstrebt, was ihrem Geschlechte und damit auch der Allgemeinheit frommt. Das Bild der tüchtigen Frau der Gegenwart spiegelt das Jahrbuch wieder: es lässt uns hineinschauen in die Gebiete sozialer, beruflicher, politischer Frauenarbeit. Es erlaubt uns einen Vergleich zwischen der Gemeinnützigkeit der Frauen von ehedem und von heute; Kriegsinstitutionen und Friedensbestrebungen der Frauen lernen wir kennen. Die Eigenart der tessinischen Frauenbewegung, die mit besondern Widerständen kämpft, tritt uns nahe. Wir sehen, wie in der Abgeschlossenheit des Engadins die Frauen auf selbstgebahnten Wegen dem Ziele sozialer Hilfsarbeit zuwandern. Mit Spannung verfolgen wir den Lebenslauf einer Vorkämpferin der westschweizerischen Frauenbewegung, denjenigen von Mme. *Gœgg-Pouchoulin,* den uns Mme. Chaponnière-Chaix ungemein fesselnd schildert. Mit warmem Interesse schaut man in das ausdrucksvolle Antlitz dieser Pionierin, deren Bekanntschaft allein schon einen hohen Gewinn bedeutet. Aber auch das treue Bild ihrer geistigen Nachfolgerin, Mme. *Chaponnière,* der verehrten neuen Präsidentin des Bundes schweizerischer Frauenvereine, wird uns im Jahrbuch geboten. Dr. *Gertrud Wocker* bekommen wir mitten in ihrem Laboratorium zu sehen, wo sie den Jüngern der Chemie und Medizin an der Hochschule Bern physikalisch-chemische Biologie doziert. — Und nun das Jahrbuch als Nachschlagewerk — wer möchte es entbehren! Wie angenehm ist es, sich von der zuverlässigen Hand *Elisabeth Rothens* durch das Labyrinth schweizerischer und ausländischer Frauenvereine und -verbände leiten zu lassen. — Wer immer unter der Frauenwelt „strebend sich bemüht“, dem sei das Jahrbuch der Schweizerfrauen auf den Weihnachtstisch gelegt, aber auch den Männern wollen wir es als Weihnachtsgabe schenken — weil es das beste Mittel bedeutet, um ihnen die Berechtigung moderner Frauenpostulate vor Augen zu führen.

J. Merz.

INSERATE

Kochrezepte bünd. Frauen

herausgegeben vom Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein, Sektion *Chur,* hübsch geb. Fr. 3, brosch. Fr. 2, enthaltend speziell auch Mais- und Reisgerichte. Zu beziehen durch das

172 **Mädchenheim, rät. Volkshaus, Chur.**

DRUCKSACHEN

für den Geschäfts- und Privatverkehr liefert in kürzester Frist und sauberer Ausführung

Buchdr. Büchler & Co., Bern

Zucker

ersetzen meine Saccharin-Tabletten, absolut unschädlich. — 100 Gramm gleich 20—21 Pfd. Zucker. Fr. 4 per Nachnahme. O 2700 S

H. Weiser,

164 Grenchen (Solothurn).

Privat-Altersheim

Rorschach am Bodensee nimmt stets ältere Leute (Männer und Frauen) zu mässigen Preisen auf. 168 (K 1462 B)

Verlangen Sie Prospekt.

147

Winkler's Kraft-Essenz

ist vorzüglich bei bösen Erkältungen, Influenza, Magenbeschwerden, zur Stärkung nach schweren Krankheiten und im hohen Alter. Überall erhältlich zu Fr. 1.50, 2.50 und 3.— die Flasche. En gros bei Winkler & Co., Russikon (Zürich).

GOLLIEZ

EISENCOGNAC
Stärkungsmittel gegen Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit etc. Fr. 3.50

NUSSSCHALENSIRUP
Blutreinigungsmittel gegen Drüsen, Flechten etc. Fr. 3.– und Fr. 5.50

PFEFFERMÜNZ-KAMILLENGEIST
Gegen Schwindel, Ohnmachten, Magenschmerzen etc. – Für Militär und Reisende Fr. 1.– & Fr. 2.–

In allen Apotheken und in der Apotheke Golliez in Murten.
Verlangen Sie den Namen „GOLLIEZ", und die Marke „ZWEI PALMEN"

H 650 F 149

SCHUTZ-MARKE

A. SENNHAUSER'S
HELVETIA
Back-pulver

lässt das Gebäck prachtvoll aufgehen, macht es leichtverdaulich und verfeinert dessen Wohlgeschmack.

Prakt. Rezepte gratis.

Erste schweizerische Backpulver-Fabrik

A. Sennhauser
Zürich

146 H 336 Z

Man sieht dem Winter ruhig entgegen,

wenn man sich mit diesen überall bekannten Hustenbonbons versieht! Husten, Heiserkeit, Katarrh verschwinden nach Gebrauch von schon wenigen Caramellen. Aber man soll es gar nicht so weit kommen lassen. Man führe bei allen Ausgängen Kaisers Brust-Caramellen bei sich, dann sind Erkältungen ausgeschlossen.

Bestandteile: **Feinschmeckender Malzextrakt in fester Form.**

6100 Zeugnisse von Ärzten und Privaten.

Paket 30 und 50 Cts., Dose 80 Cts.
Schutzmarke: **3 Tannen.**

Zu haben in Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarengeschäften. (K 236) 113

„Dodo" Zitronen- u. Orangensaftzucker
(ges. geschützt) *gibt in Wasser gelöst eine*
erfrischende, naturreine Limonade
Unentbehrlich für Familie, Reise, Sport, Militär.
Überall erhältlich oder durch die Alleinfabrikanten **Gebr. Leuenberger, Bern**

JH 3059 B 56

Inserate im „Zentralblatt"
haben **grössten Erfolg!**

Gebr. Ackermann, Tuchfabrikation, Entlebuch

Man achte genau auf diese Adresse 105

senden auf Verlangen bereitwilligst Muster von schönen ganz- und halbwollenen Stoffen für solide **Frauen- und Männerkleider.**

Bei Einsendung von Wollsachen

billige Fabrikationspreise

Versende 163

an jede Dame meine sehr beliebten

Monatsbinden

aus weichstem Material, per Dtzd. à Fr. 7.50, ein gutsitzender, weicher Gurt à Fr. 1.—, unter Nachnahme. **Frau Affolter, Erlen, Thurg.**

Abonnemente auf das „Zentralblatt" nimmt entgegen die **Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.**

Dr. Krayenbühls **Nervenheilanstalt** „Friedheim"

Zihlschlacht (Schweiz), Eisenbahnstation **Amriswil,** für

Nerven- und Gemütskranke, Entwöhnungskuren

(Alkohol, Morphium, Kokain usw.) Gegr. 1891. Sorgfältige Pflege

Hausarzt: **Dr. Wannier.** 170 Chefarzt: **Dr. Krayenbühl.**

Körperlich und geistig Zurückgebliebene

finden in der sehr gesund gelegenen 154

Privat-Erziehungsanstalt Friedheim

in **Weinfelden,** Schweiz, (gegründet 1892) **fachgemässe, sorgfältige Behandlung** nach den neuesten Grundsätzen der **Heilpädagogik.** Vielseitige praktische Ausbildung. Gartenbau. Prospekte durch den Vorsteher **E. Hasenfratz.**

Privat-Frauenklinik Sursee Kt. Luzern

werden stets Frauen zur Entbindung aufgenommen. Sorgfältige Pflege.

Prospekte zu Diensten.

155 **Dr. med. Anna Bucher.**

Denket daran, Schweizerfabrikate zu kaufen!

Pâte Dentifrice DENTINOL

Unvergleichlich bestes, allen andern überlegenes Präparat. Von köstlichem Wohlgeschmack, erhält es Zähne und Mund gesund und schön, verleiht dem Atem eine herrliche Frische. Durch seine Eigenschaft, in die Schleimhäute des Mundes einzudringen, wirkt es noch stundenlang nach Gebrauch *antiseptisch und bazillentötend.* 139

Zu haben in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien, Warenhäusern.

Die Tube Fr. —.75. Doppeltube Fr. 1.25.

En gros: **E. Kälberer, Genf.**

Verlangen Sie in den einschlägigen Geschäften
Ihres Platzes überall ausdrücklich

SEETHALER

Confitüren und Conserven

um sicher zu sein, das Beste zu erhalten. — 28

Schweizerische Landesausstellung in Bern

Grosser Ausstellungspreis

(Höchste Auszeichnung)

Redaktion: Julie Merz, Bern. — Verlag: Schweizer. Gemeinnütziger Frauenverein.
Druck und Expedition: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern